

(Nachdruck verboten.)

## 6) Der Einzige und seine Liebe.

Von Timm Kröger.

6.

Nur das eine nicht!

Der große Mann mit dem feinen Ehrgefühl schnob zornig davon und stampfte hastig und schwer über den Lehmboden der Diele zur Tür hinaus. Noch von dem kleinen Rasenplatz her, der vor dem Dielentor ist, fühlte das Häuschen den Pulsschlag seines Ganges. Lina sah ruhig am Fenster und strickte, als ihr Vater wenige Minuten darauf ins Zimmer trat.

„De keem aver över n Drüffel. De weer in e Fahrt“, sagte er.

„Dat güng jo, als harr he Flünken“, wiederholte Garder Riders.

„Er flog auch“, kam es vom Fenster her.

„Lina, Du siehst ja ganz „verbaast“ aus. Ist was passiert?“

Lina antwortete nicht.

„Wie soll ich das verstehen?“ forschte Garder. „Der birst davon wie ein Stück Vieh mit Feuerschwamm unterm Steert, und die schnack, wo man nicht klug aus wird.“

„Nun ja, Vater. Ich hab Jochen Riese meine Meinung gesagt.“

„Katrien! — — Linschen — — liebes Linschen!“

Das war der Ausruf eines ernststen, warnenden, besorgten Vaters. Er redete und warnte und kannte doch den eigentlichen Hergang noch nicht mal vollständig. Und wir können das Vaterherz nicht einmal in allen Punkten loben. Es war kein schlechtes; aus reinem Vergnügen hegte er keine Diebs- und Mordgedanken. Aber die praktische Lebensklugheit stand ihm doch höher als die reine zweck- und ziellose Moral. Er hielt es für ganz in der Ordnung, daß Katrien dem wandernden Reimer die Treue halte. Aber Reimer muß doch auch Treue halten. Und daß er nicht mehr schrieb, sah nicht nach Treue aus. Und wenn nun ein Mann wie Jochen, der reiche Jochen Riese, es sich in den Kopf gesetzt hat, die Katrien zu heiraten, dann erhält die Sache ein ganz anderes Gesicht. Dann war es seines Erachtens eine an Schleichheit grenzende Torheit, wenn ein Wort im Wege stand, das Glück festzuhalten. Was war denn ein Wort? Eine Zusage, aber eine, die sich nach den Umständen richtete. Und was war Liebe? Eigentlich eine eingebilbete Empfindung, — alles zusammen gegenüber dem Glanz des Goldes, gegen Wohlleben ein Schlagbaum aus Spinnweben, den zu respektieren beinahe lächerlich war. Mit einem Wort: Garder Riders war nicht besser als die Menschen gewöhnlich sind.

Nun kam noch folgendes hinzu. Jochen brachte den Holzhandel im Dorfe zu nie gekannter Blüte. Und Garder verdiente gut bei Jochen. Was er bisher im Holz verarbeitet und was er erstanden hatte, war geradezu lächerlich im Vergleich zu dem Geschäftsumfang, seitdem Jochen den Holzhandel in die Hand genommen hatte. Denn Jochen mußte heidenmäßig viel Geld haben, so wie er die Sachen führte und alles bar bezahlte. Nein, das durfte sein liebes Linschen ihrem Vater nicht antun, daß sie diesen Geschäftemacher abwendig machte, daß sie einen solchen Schwiegerohn vor die Tür setzte. Nun, das werde schon alles wieder in Ordnung kommen, sie solle ihm nur den Gefallen erzeigen und nicht „so tun“, wie man wohl sagt, das heißt — Jochen just nicht nachlaufen, aber auch nicht die Getränke und Unversöhnliche spielen, wenn Jochen beilege. Er verlange nur, daß sie nett und freundlich sei, als wenn nichts vorgekommen sei.

Diese geschäftlichen Gründe machten Eindruck auf Katrien.

„Das tut mir leid, Vater“, gestand sie, „daran habe ich gar nicht gedacht, und ich will zu vergessen suchen, daß ich Jochen nicht leiden kann.“

Sie wollte wirklich den häßlichen Vorfall vergessen, wenigstens so tun, als hätte sie ihn vergessen. Sie wollte alles für ihren Vater tun.

„Nur das eine — das kann ich nicht, Vater“, sagte sie. „Das tu ich nicht, ich tu es niemals. Meinem Reimer bleib ich treu. Daß er lebt, fühl ich. Daß er nicht anders sein kann als treu, weiß ich. Auf seine Rückkehr will ich warten, und sollte ich auch alt und grau dabei werden.“

7.

Ein verteufelter, ein „gräßiger“ Kerl.

Katrien war also entschlossen, „gar nicht dergleichen zu tun“, und Jochen, der große Jochen, der einzige, führte es aus — „er tat gar nicht dergleichen“. Als Johann am folgenden Tage zu ihm ging und ihn auf dem Holzplatz traf, nahm er ihm das Wort aus dem Munde. Er hatte die Fähigkeit, lachend über alles hinwegzukommen, und von diesem Hilfsmittel machte er ausgiebigen Gebrauch.

„Na, Garder — Du hast doch nichts dagegen (oder soll ich Riders sagen?) — hat Mamsell Linschen darf ich nicht mehr sagen), hat sie Dir erzählt, was für einen Tanz wir gestern aufgeführt haben?“

Garder teilte mit, was er wußte, und fing an zu tuscheln und zu beschwichtigen; er schimpfte in seiner Weise auf die Frauensleute und ihre „Flausen“, er wusch seine Hände in Unschuld, Jochen möge es ihm nicht nachtragen.

„Gälst Du mich eigentlich für einen Kindskopf, Garder? Das sollte ich ihrem alten, braven, fleißigen Vater nachtragen, wenn ein Mädchel fragbürtig wird? Ich nehms überhaupt nicht so schwer. Da ist Reimer, ist fortgelaufen, läßt sie im Stich (paß auf, er wird sie im Stich lassen!), aber sie hängt noch an ihm und will sich nicht gewöhnen. Und ich — — nun ich — ich in meiner Unschuld — — schlag so ein Wort raus — — sie wird wild — — und grob — — ich werf's auf die scherzhafteste Seite, da wird sie jaugrob. Da werd ich zornig — — ein Wort gib das andere — — im Zorn wird so manches hergeredet, was gar nicht so gemeint ist — — und der Streit und die ganze Verfluchung ist fertig.“

„Ja“, erwiderte Garder, „so wird's wohl gewesen sein, und Katrien denkt jetzt auch anders über die Sache. — — Was meinst, Jochen — —, — — wenn wir beide hinübergingen?“

Aber Jochen schüttelte den Kopf.

„Nein — — nein, Garder, das geht doch nicht. Ich bin nicht rachsüchtig, und das Mädchen mag ich leiden. — Nun, da doch nichts daraus wird, kann ich Dir's ja gerne sagen — ich hätte sie gern zur Frau Holzhändlerin gemacht, aber das — — nach dem, was sie mir an den Kopf geworfen hat — — das kann ich nicht, da bin ich wunderbar, da hab ich ein zu feines Ehrgefühl, und außerdem heiß ich Jochen Riese. Eigentlich bin ich doch, — was man so nennt, — rausgeschmissen worden. Ehe ich ihr wieder in den Weg komme, da muß sie sich erst mal hierher bemühen . . . natürlich mit Dir.“

Und dabei blieb es, soviel Garder Riders auch noch auf ihn einreden mochte. Schließlich nahm dieser von weiteren Versuchen Abstand, nur die Versicherung wollte er noch haben, daß es geschäftlich zwischen ihnen beim alten bleibe.

Das Lachen, das der Große, der Großmütige, der Einzige nach solch dummer Frage anschlug, war geradezu ein Siegesgesang über alle kleinliche Denkungsart.

„Garder Riders“, rief er, „Du bist doch wohl ganz von Gott verlassen! — — Weil Deine Tochter mich nicht haben will, weil sie mich ausgescholten hat — versteht sich, ganz ungerecht ausgescholten hat, und darauf von mir bekommen hat, was ihr zukam, deshalb sollte ich kein Geschäft mehr mit ihrem Vater machen, dem ehrlichsten Kerl, der jemals die Art geführt hat? Na, das wäre ja noch schöner. Da denke ich ganz anders, ich will Dir's gleich beweisen. Du wolltest vorgestern für den Stamm auf Deiner Weide siebzehn haben, ich wollte Dir nur fünfzehn geben, heute gebe ich Dir siebzehn, obwohl er mit fünfzehn bezahlt ist. Abgemacht?“

Er hielt die Hand hin, und der Alte schlug mit Freuden ein.

Das war ein Kerl, das war wirklich einer. Was war sein Linschen doch für eine dumme Dirn! Er war ganz hin vor Verwunderung. Unserem Meister war es klar, Jochen war ein großer Mann, und da Jochen nun in der Tat ein

langer Mensch war, so sah Meister Rickers buchstäblich zu ihm auf.

„Jochen — —“ sagte er, und seine Stimme bebte.

„Was, guter Meister?“

„Was bist Du für ein Mann, ich wollt, ich wär ein Mann wie Du, so reich, so klug, so erfahren, so großmütig und so gut!“

Sarder sprach wie immer plattdeutsch.

„Dat is ja ganz gräsi,“ sagte er wörtlich. „Du böst jo n ganz gräsigen Kerl. So bel Geld, un hes so bel lehrt, und böß so good, so gräsi good. Jochen, wat böß bör n Mann!“

(Fortsetzung folgt.)

## Eine Reise nach Genua.

Von Dr. R. Lennhardt.

(Schluß.)

Die Bevölkerung Genuas wohnt ziemlich eng zusammengepfercht, jeder Winkel bis ins achte, neunte Stockwerk hinauf ist benützt, während dicht um Genua herum zahlreiche Villen und Landhäuser jahrelang leer stehen. Reiche Kaufleute und Patrizier bauen sich diese Villen, wohnen einmal ein paar Monate darin und dann stehen die Häuser mitunter viele Jahre unbenützt.

In der nächsten Umgebung Genuas sind die Berge kahl, ihre Gipfel sind schon von früher her befestigt. In jüngster Zeit hat man sie sogar mit Geschützen neuerer Konstruktion versehen und beherrscht nun damit nicht nur die Stadt, sondern die Umgebung und den Hafen.

Es ist in Italien bekannt, daß es, um einen Genueser zu überlisten und zu überborteln, der Fähigkeiten von 7 Juden bedarf! — Danach kann man sich einen Begriff von der Schlaueit und Verschlagenheit der Bewohner Genuas machen:

Genua hat Berge ohne Wald,  
Ein Meer ohne Fische,  
Männer ohne Treue  
Und Weiber ohne Scham! — —

Unter diesen Eigenschaften ist es seit Jahrhunderten im übrigen Italien bekannt. Die beiden ersten sind richtig, was aber die beiden anderen betrifft, so glaube ich, daß sich die Italiener, an der Riviera wenigstens, so ziemlich überall gleichen. Ich glaube auch, daß man diese Eigenschaften früher mehr der herrschenden Klasse zugeschrieben hat, denn das Volk, die große Masse, ist fast in allen Ländern der Welt dasselbe. Ihre größere oder geringere Beweglichkeit hängt mit den klimatischen Verhältnissen zusammen, im Grunde genommen aber befindet sich in den Massen überall dasselbe starke Empfinden für Recht, Freiheit und Mitgefühl für andere.

Genua ist eine der reinlichsten Städte Italiens. Wenn man bedenkt, daß Hafensstädte in der Regel, und namentlich in der Nähe des Hafens, schmutzig sind, so kann man das von Genua nicht sagen! Die Stadt ist durchweg mit großen Quadersteinen gepflastert. Die 7—8 Stockwerk und höheren Häuser haben im neueren Stadtteil, da, wo die Baupläge dem Felsen abgerungen sind, zumeist zwei Eingänge. Den einen vorn an der Straße, den anderen hinten 3—4 Stockwerke weiter oben in der dahinterliegenden höheren Straße; der letztere gilt dann für die oberen Stockwerke. Auch Gärten findet man vielfach auf den Dächern der Häuser. Da Böse nicht vorhanden sind, so wird die nasse Wäsche vielfach zum Fenster hinaus zum Trocknen aufgehängt. Ueber die Straßen werden vielfach Leinen gezogen, auf welchen die Wäsche hängt. In den engen Straßen in der Nähe des Hafens hängen an allen Fenstern Soßen, Gemden usw., ganze, geflickte und zerlumpte! Weiß sieht diese Wäsche zumeist nicht aus — — — Jedenfalls kann man sich nicht anders helfen, als die Wäsche so zu trocknen, und nicht nur die Proletarier, sondern auch die Bessersituierten trocknen so ihre Wäsche.

Die breite Masse der Bevölkerung ist hier ziemlich gutmütig, fast kindlich und heiter, wenns nicht gar zu schlimm kommt. Oft sieht man, daß nachts beim Mondeslicht junge Leute ihren Angebeteten mit Gitarrebegleitung Ständchen bringen. Hoch oben in der engen Straße öffnet sich dann wohl das Fenster und die Sänger müssen dann den Kopf ziemlich hoch halten, wollen sie von ihrer Verehrten etwas sehen, auch dringt der Ton der Stimme so mehr nach oben. Die heilige Hermandad, die bei uns in Deutschland die Sänger gleich beim Krugenspaßen würde, kümmert sich hier um solche Kleinigkeiten nicht; man läßt den Leuten ihre harmlosen Vergnügen. — Zu jeder Zeit des Nachts kann man in Italien singen hören, zumeist aber um Mitternacht, wenn die Theater zu Ende sind und die Galerien sich geleert haben. Das italienische Volk hat ein großartiges musikalisches Gehör. Einfache Arbeiter habe ich mit großer Verständnissinnigkeit nach Schluß des Theaters die schwierigsten Melodien auf der Straße nachsingen hören! Geschehe das bei uns, so würden sich gleich in wilder Wut ein Dutzend Schulleute auf die harmlosen Sänger stürzen und ihnen die Luft am Singen austreiben!

Im Theater selbst ist das Volk auch zumeist ausschlaggebend. So stürmisch es mit seinem Applaus ist, so wenig hält es auch zurück, wenn die Sänger ihre Sache nicht gut machen. Das Applaudieren geschieht zumeist durch donnerähnliches Trampeln unter fortwährendem dem Bis- (Da capo-) Rufen, welches zumeist erst dann nachläßt, wenn der Sänger wiederholt hat. Mißfällt ein Sänger, dann kann man auch schrille Pfiffe hören! — In San Remo habe ich es miterlebt, daß ein reicher Russe, der aus Liebhaberei ohne Gage sich anstellen ließ und den guten Tenor verdrängte, solange ausgepiffen wurde, bis der andere wieder angestellt war. Das ganze Theater nahm Anteil und die Polizei war machtlos.

Das weibliche Geschlecht unterliegt nicht nur in Genua, sondern in ganz Italien dem Zwange halb orientalischer Sitten. Kein junges Mädchen von halbwegs guter Familie darf dort allein sich auf der Straße zeigen. Entweder gehen die Eltern mit ihr, oder eine Kante, oder ein dienstbarer Geist. — Sind hingegen die jungen Damen erst einmal verheiratet, dann sind sie frei und sie können tun und lassen, was sie wollen! Zu streng bisher abgeschlossen, machen sie dann nicht selten von der erlangten Freiheit den ungebundensten Gebrauch. — Junge Mädchen, auch solche aus dem Volke, findet man daher nie wie in Deutschland auf den Tanzböden. Da tanzen Männer, jüngere und ältere, oft zärtlich umschlungen miteinander! Und sie tanzen vollendet gut, zumeist nach Drehregeln.

Fischer und Bauern tragen hier noch die phrygische rote Mütze, wie sie die Sansculotten trugen, als sie die Revolutionsarmee verstärkend von Marseilles nach Paris zogen; dort wurden diese Mützen dann bekanntlich nach den Jacobinern benannt. Die Bewohner Genuas und der Riviera sind keine reine Rasse, sie sind von früher her, seit der Sarazenenherrschaft, stark mit Sarazenenblut vermischt.

Leider ist das Mittelmeer sehr arm an Fischen, und arm sind deshalb auch die Fischer. Eine ganze Anzahl von Familien besitzt ein großes Netz und mehrere kleine Boote. Wenn die Netze eingezogen werden, ziehen 20 bis 30 Personen daran und die Ausbeute ist oft gleich Null — mitunter nur eine kleine Anzahl Sardinen.

Die Bevölkerung ist sehr arm. Wer noch soviel zusammenbringen kann, um auszuwandern zu können, der tut es. — Trotz des von der Natur so reich und herrlich ausgestatteten Landes hat die Auswanderungsziffer in Italien im ersten Halbjahre des verflossenen Jahres beinahe eine halbe Million betragen! — Die Auswandererdampfer, die von Genua nach Südamerika gehen, sind zumeist überfüllt. — Nicht selten aber kehren die Auswanderer als bemittelte Leute zurück und kaufen sich Villen und genießen dann ihr Leben in noch rüstigen Jahren in ihrer unergleichlich schönen Heimat.

Wo es einigermaßen zulässig ist, hat man im oberen Stadtteil die alten engen Straßen niedergerissen und breitere angelegt. Prachtbauten mit Säulenreihen zieren sie. Eine dieser Hauptstraßen ist die Straße des 22. September. Dieses Datum erinnert an die Befreiung Italiens. — Am Todestage des internationalen Republikaners Mazzini sah ich vor Jahren einen imposanten Demonstrationzug. Garibaldianer, Republikaner, Sozialdemokraten, alle zogen sie vereint nach dem Grabe Mazzinis. Die Garibaldianer angetan mit ihren roten Blusen. Nach und nach sind sie wohl fast ausgestorben. Jetzt tragen die sozialdemokratischen Musikapellen die roten Blusen. Wie bei uns in Deutschland jedes kleine Nest einen Gesangverein besitzt, so haben die Italiener statt dessen eine uniformierte Musikapelle.

Auf dem schönsten Platze Genuas, an der Aqua sola, sind zwei Denkmäler errichtet, das eine stellt Mazzini in seiner schlichten Weise dar, das andere den ersten König Italiens: Victor Emanuel, als Reiterstatue, der Mazzini gegenüber aufgestellt ist und grüßend seinen Hut zieht. — Eine schöne Zusammenstellung, sehr geeignet, in Preußen lebhaftes Entsetzen zu erregen.

Wer nach Genua kommt und es unterläßt, den Campo santo (Friedhof) zu besuchen, der kennt Genua nicht. Der Friedhof Genuas ist wohl der reichste, eigenartigste und schönste der Welt! Unter geschützten langen Galerien, deren Dächer von Marmorsäulen getragen werden und deren Fußböden ebenfalls aus Marmor bestehen, stehen zahllose Grabdenkmäler, sämtlich aus Marmor von den bedeutendsten Künstlern Italiens ausgeführt. Die Grüste sind sämtlich ausgemauert und werden einfach durch eine Marmorplatte geschlossen. Dieser Friedhof gleicht einer großen Kunstgalerie, einem riesigen Museum. Die Statuen sind nicht unter Lebensgröße ausgeführt und stellen oft ganze Szenen aus dem Leben dar. Mutter und Kinder, die noch am Leben sind, stehen in lebensgroßen Figuren am Sarkophag des Vaters und Ehegatten, ein schönes trauerndes Gruppenbild darstellend. Während die Mutter das Leichentuch lüftet, unter welchem der Kopf des Vaters sich zeigt, stehen die Kinder mit bewegten Mienen, den Dahingegangenen betrachtend. Dort steht ein Knabe auf einem Segelboot, die eine Hand am Segel, die andere am Steuer. Der Knabe ist auf dem Meere verunglückt und die Szene stellt das Boot im Sturme dar. Nicht weit davon stehen zwei Frauengestalten. Die eine öffnet, auf den Marmorsäulen stehend, die Bronzetür der Gruft, während die andere ihr nachfolgt. In einer der besonders ins Auge fallenden Stellen des Friedhofes, an einer der Ecken der Galerien, fällt uns die Statue einer alten Höherin in Lebensgröße auf einem erhöhten Marmorsockel auf. In der Hand trägt sie eine Reihe von Brezeln und um den Hals eine Reihe von Nüssen, Sachen, mit denen sie ihr Lebtag

handelte. — Ihr sehnlichster Wunsch war der, daß wenigstens die Reichen im Tode nichts vor ihr voraus haben sollten, und so sparte sie ihr ganzes, langes Leben lang, bis sie endlich die Summe zur Ausführung ihrer Idee beisammen hatte. — Es war auch die höchste Zeit, denn sie war schon ziemlich alt dabei geworden — und es war der größte Triumph und die größte Freude ihres Lebens, als endlich ihr Grabmal fertig und aufgestellt war. — Nachdem es aufgestellt war, tanzte sie noch freudig um das Denkmal herum, freute sich, daß sie noch am Leben war und sang dazu. Die freudige Aufregung griff die arme Alte derart an, daß sie bald darauf verschied. Und in 24 Stunden war sie für immer mit ihrer Narmorlopie vereinigt. In 24 Stunden müssen in Italien alle Reichen beerdigt sein. —

Abseits von diesen oft präzisen und geschmacklosen Grabmalern der reichen Leute sehen wir die Massengräber der Proletarier, zum meist durch kleine Holzkreuze bezeichnet; ein verhältnismäßig kleiner Platz für eine so große Stadt, wie Genua. Erfundigt man sich näher, so wird einem bald klar, warum der Platz so klein ist. Die Leichen werden nämlich schon nach 5 Jahren wieder ausgegraben! — Ein großer Haufen unverbrotter Knochen und Holzstücke der Särge, vermengt mit verdorrten Blumen, abseits hinterm Kirchhof, ließ mich das Rätsel lösen. — Wenn dann ein größerer Haufen verwesender Proletariernochen beisammen war, so wurde er den Flammen geweiht. Zusammen mit dem noch gesunden Holz der Särge, die in dieser trodenen Gegend langsamer verfaulen, prasselten die Flammen zum Himmel empor und die Ueberreste gingen in Rauch auf, keine Spur hinterlassend von denen, die noch vor fünf Jahren in der Mitte der Thronen sich des Lichtes erfreut hatten. Die einzigen Denkmäler, die sie sich setzen konnten, setzten sie sich in den Herzen ihrer Lieben und Mitmenschen! —

## Kleines feuilleton.

**Die epidemische Genickstarre.** Die Genickstarre hat ihren vor etwa 3 Jahren begonnenen Zug durch unser Land immer noch nicht beendet. Fast täglich liest man von einem erneuten Auftreten, das bald hier, bald dort die Gemüter in Aufregung setzt. Dies umsomehr, als über die Krankheit selbst meist unklare Vorstellungen herrschen. Ist sie doch in ihren Erscheinungen dem Volke nicht so bekannt als manche andere, weil sie immerhin eine seltene Krankheitsform ist. Sie trat überhaupt erst im Anfange des vorigen Jahrhunderts auf und hat sich bei uns nur wenige Male in stärkerer Weise bemerkbar gemacht. Viele Krankheiten führen ihren Namen von einer besonders bei ihnen hervortretenden Erscheinung, so der Typhus von der auffallenden Benommenheit des Kranken, der Scharlach von dem scharlachroten Ausschlag. So auch die Genickstarre. Die auffallendste Erscheinung ist hier die vorhandene Steifigkeit und Startheit des Nackens, wodurch der Kopf stark nach hinten überbeugt ist. Diese Erscheinung findet sich allerdings auch bei anderen fieberhaften Gehirnkrankungen. Da aber die Genickstarre, um die es sich hier handelt, ansteckend ist und meist epidemisch auftritt, so nennt man sie zum Unterschied von anderen Genickstarren die „epidemische Genickstarre“. Wie alle ansteckenden Krankheiten befällt die Genickstarre mit Vorliebe jüngere Personen, besonders Kinder in jedem Alter. Es liegt ihr eine Entzündung der weichen Häute des Gehirns und des Rückenmarks zugrunde, die ihrerseits durch gewisse Krankheitskeime hervorgerufen wird. Diese Keime werden von Mensch zu Mensch übertragen. Auf welche Weise aber die Ansteckung geschieht, wie die Keime in den Körper gelangen, das ist bis jetzt mit Sicherheit noch nicht festgestellt worden. Wir machte es stets den Eindruck, als ob die Keime durch frische Wunden oder Risse am Körper in diesen und dann auf dem Wege der Lymphbahnen an die erwähnten Stellen gelangten. Die Krankheit selbst beginnt meist ziemlich plötzlich mit Frieren, Frösteln oder gar mit einem Schüttelfrost, während gleichzeitig die Körpertemperatur in die Höhe geht, sich also Fieber einstellt. Als wichtige Anzeichen treten dann bald heftiger Kopfschmerz und meist auch Erbrechen auf. Der Kopf nimmt jene charakteristische Haltung ein, die eben als Genickstarre bezeichnet wird. Bei dem Versuch, den Kopf zu heben, fühlt der Kranke einen starken Widerstand, der durch die Zusammenziehung der Nackenmuskulatur bedingt ist. Zum Glück für die Kranken beginnt das Bewußtsein bald sich zu trüben bezw. ganz zu schwinden. Die Augen sind offen, doch der Blick ist leer. Nichts von dem Geschehen um den Kranken kommt ihm zum Bewußtsein; er nimmt überhaupt nichts mehr wahr, denn auch das Gehör versagt fast ganz seinen Dienst. In diesem mehr oder weniger befinnungslosen Zustand wirft sich der Patient hin und her, fährt öfters mit der Hand nach dem Kopfe, als ob er dort etwas fortnehmen wollte, und nicht selten stößt er einen gellenden Schrei aus, der für die Umstehenden etwas Furchterliches hat. Flüssige Nahrung und besonders Wasser, das man dem Kranken in den Mund bringt, schluckt er unwillkürlich, und so läßt sich die Ernährung meist eine Zeitlang aufrecht erhalten. In manchen Fällen treten dann im weiteren Verlauf Krampfanfälle hinzu, die stets auf einen schlimmen Ausgang hinweisen. Sie häufen sich und nach 2—4 wöchiger Krankheitsdauer, während der scheinbare Besserungen nicht selten sind, tritt unter allgemeiner Erschöpfung der Tod ein. Glücklicherweise ist der

Verlauf nicht immer so schlimm. Die genannten Krankheitserscheinungen gehen auch häufig allmählich zurück, vor allem mäßigt sich das Fieber. Die Sinne werden wieder klar und es erfolgt, allerdings meist erst nach langem Krankenlager, Genesung. Doch machen sich auch dann lange Zeit die Spuren der Krankheit bemerkbar. Unter anderem bleibt eine große Gedächtnisschwäche, die sich aber allmählich auch bessert. So hatte ich einen Patienten, der nach einem sehr ernsten und langen Verlauf der Krankheit fast seine ganze Vergangenheit vergessen hatte und dem die gewöhnlichsten Dinge wie Tisch, Stuhl und dergleichen in ihrer Bezeichnung fremd geworden waren; selbst die Namen seiner Geschwister waren ihm entfallen. Der Zustand besserte sich aber, und der junge Mann gelangte wieder in den Vollbesitz seiner geistigen Kräfte.

Nicht immer ist das Krankheitsbild so, wie es eben geschildert wurde. Häufig tritt die Krankheit ganz plötzlich, und zwar von vornherein unter Krämpfen auf, und alle übrigen Anzeichen stellen sich sofort ein. Vor allem steigt das Fieber rapid, und schon nach kurzer Zeit erfolgt der Tod. So sah ich eine junge Frau plötzlich von der Krankheit unter Krämpfen und Bewußtlosigkeit befallen werden, und schon nach 24 Stunden hatte der Tod ein blühendes Leben dahingerafft. Ein Kind im zarten Alter von 3 Jahren erlag der tödlichen Krankheit unter denselben Erscheinungen gar schon nach wenigen Stunden. Doch sind das immerhin Ausnahmen, und viele Fälle, das sei zur allgemeinen Beruhigung betont, gehen in Genesung über. Mitunter macht sich die Krankheit auch nur ganz geringfügig bemerkbar und ist mit etwas Kopfschmerzen, Mattigkeit und geringem Fieber abgetan. Solche Fälle verlaufen meist außer der Kontrolle des Arztes und fehlen daher in der Statistik. Andernfalls würde sich die Sterblichkeit nicht auf etwa 50 v. H. beziffern.

Was weiterhin die Krankheit für die Menschheit weniger gefährlich werden läßt, ist die Tatsache, daß die Ansteckungsgefahr durchaus keine große ist. Die Uebertragung erfolgt lange nicht so leicht wie z. B. bei Typhus, Influenza u. a. Auch sind nur solche Personen gefährdet, die in unmittelbarer Nähe und Berührung mit einem Kranken stehen. Daher kommt es, daß meistens nur Glieder derselben Familie oder Hausgenossen von der Krankheit befallen werden. Und selbst hier kann eine Uebertragung nicht so leicht stattfinden, wenn vor allem beobachtet wird: Hände rein und sorgfältiger Schutz und Behandlung aller Wunden, vor allem keine Verletzungen und Risse. Dr. Emil König.

## Theater.

**Kleines Theater.** (Ensemblegastspiel des Wiener Bürgertheaters.) „Das Ruduckei“, Wiener Volksstück in vier Akten von Oskar Frons. Während Barnowsky mit seinen Kräften ein Gastspiel in Wien absolviert, ist in die Räume des Kleinen Theaters das Wiener Bürgertheater eingezogen. Sie spielten am Dienstag ein von ihrem Leiter Oskar Frons verfasstes Wiener „Volksstück“, das üblicherweise die weitgehendsten Ansprüche an die Anspruchslosigkeit des Publikums stellte. Die Ausführung zeigte, an dem Maßstab sonstiger Volksstücke gemessen, eine gewisse Glätte und Abgeschliffenheit, sie vermeidet die grellsten Effekte und sucht einen äußeren Schein von Motivierung aufrecht zu erhalten. Doch diese etwas sorgfältigere Appretur geht Hand in Hand mit völliger Inhaltsleere. Den Figuren fehlt jede Spur volkstümlich frischer Eigenart. Gleichgültige Schablonen werden hin und her geschoben mit dem erfreulichen Erfolge, daß nach den verdächtig breit ausgemalten Pikanterien einer Souperjzene die Zuschauer sich schließlich an dem Sieg der Tugend erbauen können. Fräulein Fanny ist gar kein Ruduckei, wie ihr betrubter guter Pfleger Vater ein paar Augenblicke annahm, im Gegenteil, sie macht, nach den Versicherungen des letzten Aktes, seiner Erziehung alle Ehre. Ihre Anschuld zeigt sich zuerst in der märchenhaften Arglosigkeit, mit der sie im Hause einer reichen Tante — einer Kupplerin, die bereits die leibliche Tochter von Fannys Pfleger Vater zugrunde gerichtet hat — die kostbaren Geschenke des „Herrn Direktor“ entgegennimmt, in der Herzenstreue, mit der sie sich ganz nach Belieben traktieren und puffieren läßt. Aufgeschoben ist nicht aufgehoben. Als der widerwärtige Patron den höchsten Grad von Deutlichkeit erreicht, holt sie alle versäumte sittliche Entrüstung um so kräftiger nach, und wird dabei von ihrem Bräutigam, einem ehrlichen Arbeiter, der prompt in dem entscheidenden Moment herbeistürzt, wirksam unterstützt. Sie läuft zu dem verlassenen Pfleger Vater in das dürftige Zimmerchen zurück und überzeugt, von ihrer eigenen Tadellosigkeit aufs innigste durchdrungen, wie den Alten so auch den Liebhaber, der sie beim Tete-a-Tete mit dem Direktor überraschte. Einer glücklichen Ehe steht nichts mehr im Wege. Die toten Szenen wurden von den österreichischen Gästen mit großer Berbe und Lebendigkeit gespielt. In erster Reihe standen Bally von Brenneis, die der tugendhaften Fanny Charme verlieh, und Philippine Rüssel in der Rolle der kuppelnden Tante. Recht gut war Millmann als Pfleger Vater in dem ersten Akt und Anton Berger in der kleinen Epizodienfigur des Franzl. Den Darstellern, nicht dem Stücke galt der Beifall. dt.

## Humoristisches.

— Gute Gelegenheit.

„Der Staatsmann spricht: „Nächstens ist Friedenstag; Da werd' ich mich schon blamieren im Haag! Da kann ich's verderben mit dem und dem

Nach allem Rezept und bewährtem System,  
Da stoß' ich die Großen und ärg're die Schwachen,  
Da kann ich mich wieder recht unbeliebt machen,  
Da zeig' ich mit alterproben Genie  
Mein großes Geschick in der Diplomatie,  
Mich immer splendide zu isolieren,  
Und all' meine Gegner zusammenzuführen;  
Beim Bundesgenossen Mißtrauen zu wecken,  
Die eignen Karten hübsch aufzudecken.  
Und jedem Rivalen am Tische da drüben  
Die besten Atouts in die Hände zu schieben.  
Ich freue mich schon auf den Weltfriedentag,  
Was werd' ich mich da blamieren im Haag!

— Die Schrecken in Rumänien sind noch immer nicht vorüber — jetzt fängt erst Carmen Sylva an, sie zu besingen.

— Die dankbare Gattin. „Herr Doktor, ich danke Ihnen recht sehr, daß Sie meinen Mann wieder so weit hergestellt haben; ach, hätte ich Sie nur schon vor acht Jahren gekannt, dann würde ich heute auch noch meinen ersten Mann haben.“

(„Lustige Blätter.“ )

### Notizen.

— **Hamburger plattdeutsches Gastspiel.** Am Sonnabend, den 27. d. M., wird im Central-Theater zum erstenmal die Hamburger Volksposse „Thetje Eggers' Brautnacht“ von Ernst Drucker und Hans Buchholz (Musik von Rudolf Hartmann) gespielt.

— **Hansi Riese**, die treffliche Wiener Künstlerin, wird im Oktober im Neuen Schauspielhause gastieren, darunter auch in ihrem Angengruber-Repertoir. Außerdem wird sie voraussichtlich im Theater des Westens in der Operette „Der Balzertraum“ die Hauptrolle spielen.

— **Geduld, deutsches Volk!** Herr **Vonn** steht vorläufig, wie er in einem Schreibbriefe verkündet, nur in ernstlichen Verhandlungen einen Nachfolger zu suchen. Im übrigen verrät er, daß ihn nicht der Kampf für die Sherlock-Holmes-Ideale müde gemacht hat, auch nicht „der Boylott der ihn zwang, in einer Person Autor, Darsteller, Regisseur, Direktor, Advokat und bei den Arbeiterstreiks sogar Kulissenschieber zu sein.“ Vielmehr sind es, sagt Vonn, „ausschließlich die Vorgänge bei meinem „Jungen Fritz“, die mich antwidern, so daß ich innerlich nicht mehr die Notigung finde, Opfer zu bringen, die so übel belohnt werden. Wenn Stücke, in denen man sich dem Hohn aussetzt, für die reifere Jugend geschrieben zu haben, mit Waffengewalt unterdrückt werden müssen, wenn Vaterlandsliebe, Treue, Ehre, Reinheit nicht mehr auf die Bühne gebracht werden können, dann ist es Zeit, den Degen zu zerbrechen, mit dem man für das Gute zu fechten glaubte. Materiell genommen, ist mir durch die monatelang bis jetzt vergebens erwartete Antwort auf meine Bitte um Freigabe dieses Stückes ein ungeheurer Vermögensschaden entstanden.“

Ja, ja, die Fürsten sind undankbar, Herr Vonn, und man kann sie nicht einmal verklagen, wenn sie nicht Klage machen helfen. Wie eine Mittagszeitung erfahren haben will, ist es nämlich mit der kaiserlichen Beschirmung aus. Vonn's kaiserlicher Gönner soll Vonn und sein Theater in förmlichen Boylott gesteckt haben. . . . Für das große Theater des Lebens wäre es jammer-schade, wenn uns Vonn nicht erhalten bliebe. Es gibt so wenig Gratisvorstellungen (abgesehen von der deutschen Politik natürlich) auf diesen Brettern. Vielleicht wird noch alles gut. Vorläufig feiert Vonn seine Auferstehung in Hamburg, wo er den Sommer über das Evangelium der deutschen Kunst in Gestalt Sherlock Holmes verkünden will.

Der Kaiser scheint übrigens seine plötzliche Abneigung gegen Vonn nicht auf dessen Kunststrichung übertragen zu haben, denn in Wiesbaden soll auf seinen Befehl ein anderer Sherlock Holmes (von Schönthan) ihm vorgespielt werden.

— **Veerbohm Tree**, der Londoner Theaterdirektor, dessen Schatenspeare-Vorführungen bei uns eine von Kennern des englischen, auf äußere Effekte geschulten Theaters vorausgesagte Enttäuschung bereiteten, hat allerlei Ueberflüssiges über sein Berliner Gastspiel in Londoner Blättern ausgeplaudert. Er tut so, als ob er die deutschen Kritiker gar nicht gelesen habe. Jedenfalls will er seinen Besuch das nächste Jahr wiederholen und womöglich länger ausdehnen. Wenn der smarte Manager dann auch noch das moderne englische Drama — worunter aber beileibe nicht Wilde und Shaw zu verstehen ist — mitbringt, wird man erst einen wahren Begriff von dem Tiefstand des englischen Dramas und Theaters von heute erhalten.

— Die Deutsche Gesellschaft für Volksbäder hält ihre Hauptversammlung am 8. Mai in Dessau ab. Geheimrat **Wetter** wird über den Großbetrieb deutscher Badeanstalten sprechen, Professor **Gumprecht** behandelt die Dorfbadfrage im Großherzogtum Sachsen. Professor **Silbergleit**, Direktor des Statistischen Amtes in Berlin, referiert über Statistik des Badewesens, Dr. **Hopf** über Schulbäder, Professor **Lassar** redet über die weitere Entwicklung der Volksbäder.

— Zur Gründung einer deutschen mikro-skopischen Gesellschaft erklärt der Botaniker **N. S. Francé** einen Aufruf. Zweck der Gesellschaft soll es sein, den Gebrauch des Mikroskops auch bei uns in Deutschland volkstümlicher zu machen, wie dies in England schon seit langem durch die zahlreichen Klubs geschieht, und die Vertiefung der neueren Wissenschaft vom Bau und Leben der Pflanzen und Tiere dem Verständnis näher zu rücken. Interessenten erhalten Auskunft vom „Rosmos“, Gesellschaft der Naturfreunde, Stuttgart.

— Das klassische Land der Mandarine ist und bleibt unentwegt — Preußen. Seit einigen Jahren ist den Ingenieuren, die längst im modernen Leben eine etwas wichtigere Rolle spielen als die traditionsmäßigen Inhaber des Doktorgrades, die patentierten Abonnenten der sogenannten klassischen Bildung, die Erlaubnis erteilt, auch für gutes Geld, durch ein überflüssiges Examen sich gleichfalls den Dokortitel erwerben zu können. Diese Gleichstellung konnte man nicht länger mehr verweigern. Aber das klassische Mandarinentum wußte sich zu helfen. Verschleidenfarbige Knöpfe kann man nicht gut auf die Hüfte setzen wie in China. Aber wozu hat die deutsche Sprache zweierlei Schrift — die sogenannte deutsche und die Antiqua — außer um damit Rangunterschiede auszudrücken? Herrlicher Einfall: Die Ingenieurdoctoren dürfen in Preußen nur mit deutschen Buchstaben ihren gelehrten Eschin verkünden. Dr. ing. — aber Dr. mod. oder phil. Die anderen Bundesstaaten haben aber die Feinheit der Rangunterschiede und den Reiz der zwiefachen Schrift nicht so gut begriffen. Sie bringen wieder einmal Unordnung in die preussische Musterordnung, indem sie jedem Doktor die lateinische Schreibweise gestatten. Hoffentlich bringt Preußen die Umstürzler zur Reison, indem es die Führung des lateinisch geschriebenen Ingenieurdoctortitels auch den Nichtpreußen in Preußen verbietet und unter Strafe stellt.

— Die Eisenbahnen Europas. Nach einer Statistik, die von dem französischen Ministerium der öffentlichen Arbeiten aufgestellt wurde, betrug die Länge der Schienenwege, die in Europa am 1. Januar 1906 im Gebrauch waren, 309 393 Kilometer. Diese Zahl bedeutet gegenüber der des Vorjahres eine Zunahme von 3935 Kilometer. In der relativen Dichtigkeit des Eisenbahnnetzes steht Belgien in der Welt an erster Stelle; es hat 24 Kilometer auf 100 Quadratkilometer, d. h. doppelt soviel als Großbritannien, das ihm zunächst kommt. Darauf folgen: Deutschland mit 10,4 Kilometer, die Schweiz mit 10,1, die Inseln Malta, Jersey und Man mit 10 Kilometer und Frankreich mit 8,7 Kilometer.

### Bücher-Einlauf.

#### Romane und Romellen.

— **Waldeemar Bonfels**, *Mare*, die Jugend eines Mädchens. (F. Fontane u. Co., Berlin. 3 M., geb. 4 M.)

— **Gustav Falke**, *Potts harmlose Humoresken*. (A. Janßen, Hamburg. 1 M.)

— *Geschichten aus deutscher Vorzeit*. „Hausbücherei“ Band 14 — Romellenbuch Band 3, 246 Seiten. (Deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung, Hamburg-Großhorstel. 6.—10. Tausend. Geb. 1 M.) Enthält Romellen von Adolf Schmidtkemper, J. J. David, Wilhelm Hauff.

— **Hermann Hesse**, *Diesseits*, Erzählungen. (S. Fischer, Berlin. 3,50 M., geb. 4,50 M.)

— **Johannes V. Jensen**, *Die Welt ist tief*, Romellen. (S. Fischer, Berlin. 2,50 M., geb. 3,50 M.)

— **Charlotte Knödel**, *Die Schwester Gertrud*, Roman. (S. Fischer, Berlin. 2,50 M., geb. 3,50 M.)

— **Harro Höhnke**, *Zwei unmoderne Menschen*. (Buchdruckerei Gutenberg, Rassel, 1,20 M.; geb. 1,76 M.)

— **Grete Meißel-Hey**, *Die Stimme*, Roman in Blättern. (Dr. Webekind u. Co., Berlin.)

— **Felix Salten**, *Herr Wenzel auf Rehberg*, Romelle. (S. Fischers Verlag, Berlin. Pappband 2,50 M., Ganzpergamant 4 M.)

— *Seegeschichten*, Hausbücherei Band 15 — Romellenbuch Band 4. 179 Seiten. (Deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung, Hamburg-Großhorstel. 2. Auflage. Geb. 1 M.) Enthält Geschichten aus *Reitelbeds* Lebensbeschreibung, ferner von Hauff, Hans Hoffmann, Wilhelm Jensen, Wilhelm Poed (plattdeutsch), und Joh. Wilde.

— **Fritz v. Schlicht**, *Die von Gründingen*, humoristisch-satirischer Roman. (Grethlein u. Co. Berlin. 4 M., geb. 5 M.)

— **Jérôme und Jean Tharaud**, *Dingleys Ruhm*, Roman übers. von S. Michalsti. (Dr. Webekind. Berlin. 2,50 M., geb. 3,50 M.)

— **Fritz Bernthal**, *Stille Wege*, Roman. (F. Fontane u. Co. Berlin. 3 M., geb. 4 M.)

— **C. Wiebig**: *Absolvoto*, Roman. (Egon Fleischel u. Co., Berlin. 5 M.)